

www.e-rara.ch

Dr. Elias Haffter

Haffter, Elias

Frauenfeld, 1910

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-124593>

Krankheit und Schluss.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelnformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

blattes einen herzlichen Gruß zu senden und zu dokumentieren, daß ich, wie Freund Lotz dies in einem Abschiedsbriefe gewünscht hat, „unverfroren“ von Spitzbergen in die liebe alte Heimat zurückkehre.“

Der Rückweg in die Heimat führte über Dresden nach Karlsbad; diesen wichtigen Kurort wollte Haffter einmal aus eigener Anschauung kennen lernen, und einer seiner Frauenfelder Freunde, der zur Kur dort weilte, Musikdirektor K., machte den liebenswürdigen Führer. München war die letzte Station der schönen Reise, von der eine Reihe der herrlichsten Erinnerungen für alle Zeit blieben und später manche Stunde erhellten und verschönerten. Auch diese Reise erschien in Buchform, als „Briefe aus dem hohen Norden.“

Krankheit und Schluß.

Mehr und mehr trübt sich das Bild. Es folgen Kuren in Davos, Rheinfelden, nochmals in Baden, ein längerer Aufenthalt im Roten Kreuz in Zürich, schließlich in Mammern im Sommer 1903, wo er sich bald heimisch und behaglich fühlte und von da an jedes Frühjahr und jeden Herbst einige Wochen zubrachte. Ein Aufenthalt in Ägypten wurde ihm wohl von Kollegen angeraten; aber er konnte sich aus verschiedenen Gründen nicht zu der weiten Reise entschließen, ertrug auch das Reisen überhaupt sehr schlecht. Aus diesem Grunde mußte er auch zu seinem großen Bedauern darauf verzichten, die ärztlichen Versammlungen zu besuchen, so gern er es getan hätte. Wehmütig war ihm zu Mut, als ihm Dr. Schmid (Bern) schrieb:¹ „Du fehlst mir in allen Kommissionen, die sich mit des Landes öffentlicher Gesundheit befassen, und ich erwarte von der Zukunft, daß sie Dir möglichst bald gestattet, wieder in optima forma mitzumachen. Ich weiß wohl, daß Du im Geiste und mit der Feder überall mithilfst und dabei bist; aber Deine begeisterte, die Kollegen mitzwingende, liebenswürdige Persönlichkeit fehlt an

¹ Silvester 1903.

unsern Versammlungen, und diese muß wieder her.“ — Es kam nie mehr dazu. Da Haffter immer wieder seine Arbeit aufnahm und eine große Arbeitslast bewältigte, meinten viele, er könnte ebensogut auch wieder an den Versammlungen teilnehmen. Aber die Kraft reichte nur noch zur Arbeit, wenn er auf alles andere, auch auf Geselligkeit, Konzerte usw. verzichtete. Seine einzige Freude außer dem Hause blieb der Dratorienverein, dem er bis zuletzt treu blieb. Einen Blick in sein Leben und Empfinden in den letzten Lebensjahren lassen am besten seine eigenen Worte an verschiedene Freunde tun.

An Dr. Vog, Basel: „Frauenfeld, 4. Januar 1902. Ein wenig ernster als gewohnt, sogar ernster als vor einem Jahr, da ich doch hilflos zu Bette lag, war mir diesmal beim Jahreswechsel zumute. Die Pforten der Ewigkeit sind mir zwar kein Schrecknis; aber wenn man plötzlich ihre Umrisse austauschen sieht, als ob man sie mit der Hand erreichen könnte, so sucht der Blick sehnsüchtiger, als man sich's vielleicht vorher zutraute, das Schöne und Gute, das unser Erdendasein bot, und meint, es ließe sich doch ganz gerne noch ein Weilchen so aushalten und weiterleben. So dachte ich am Neujahrmorgen.“

An Dr. Vog: „10. Dezember 1902. Nach einer mühseligen Nacht, in der ich mutlosen Herzens alles, wozu meine Existenz überhaupt Beziehungen hat, hin- und herwälzte und Berge von Lasten auf meiner Seele fühlte, bis das wohlthätige Tageslicht sich meiner erbarmte, entschlief ich mich endlich, Dir zu schreiben.“ (Folgt ein langer Brief, der Fragen der Ärztekommision einläßlich behandelt.)

An Dr. Vog: „1902. Was Du von schweren Erlebnissen in Deiner Praxis schreibst, fühle ich ganz besonders mit; habe ich doch unmittelbar vor meiner verschärften Erkrankung auch einem meiner Lieblinge, dem einzigen herzigen neunjährigen Töchterlein von — die Augen zudrücken müssen. Und was hat die Kleine mit dem Tode gerungen und ich mit! — Ja, ja, es gibt Trauriges genug auf der Welt, daß man das eigene Glend darüber vergessen könnte.“

An Dr. Pfister, Luzern: „Baden, 23. Januar 1903. Mein Zustand verschlimmerte sich; so entschloß ich mich, durch Kappeler veranlaßt, zu einer Kur in Baden. Für Ägypten bin ich zu wenig reisefähig. So habe ich mich hier im Grand Hotel eingeknistet, von meinen beiden Pflegerinnen treu und sorgfältig behütet. — Habt ihr, Du und Deine Gattin, den „Paulus“ mitgefungen? Nicht wahr, das ist ein tiefes, herrliches Werk? Wie schön der Chor: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben.“ Es ist das Requiem Mendelssohns für seine liebe Mutter. Ich hungere und dürste oft unsäglich nach Musik; aber alles ist mir zurzeit verschlossen.“

An Dr. Vog: „12. März 1903. Als mir morgens 4 Uhr der Mond mein Bett so freundlich beschien und die Umrisse der nähern und fernern Natur draußen einen schönen Tag ahnen ließen, da übernahm's mich mit Macht und ich schrie im Innersten nach Gesundheit; aber es kam kein Engel vom Himmel, oder vielleicht doch? Denn bald lag ich ruhig und traumlos und erwachte dann ziemlich zuversichtlich.“

An Dr. Vog: „Mammern 1903. Es lachten mir zwei geheilte Patientinnen entgegen! O wie schön ist der ärztliche Beruf und welche reiche Entschädigung für allerlei Mühen, Unbequemlichkeiten und kleine Selbstverleugnungen bietet das freundliche Gesicht eines dankbaren Patienten!“

An Dr. Vog: „1. November 1903. Sonntag abend! Beim Schein der Lampe sitzen meine Alte (Ehrentitel für meine liebe Schwester) und ich am großen Familientisch und schreiben. Im Nebenzimmer wird Brahms gespielt (Harmonium und Flügel) und die Töne des geliebten Meisters tragen mich herrlich in die Höhe und löschen die Unzulänglichkeiten meines Daseins sanft aus meinem Gedächtnisse. Jetzt kommt mein Liebling: Choralvorspiel Op. 122 zu „Es ist ein Ros' entsprungen.“ Herr Gott! Ist das schön! Herr Gott! Ich danke dir, daß ich das genießen kann! — Letzthin habe ich meine Geige wieder einmal zur Hand genommen und zehn Minuten lang gespielt, Sarabande von Bach und Bourrée von Händel, also ganz kurze, mühelose Sachen,

mußte es aber gehörig büßen. Die Flügel sind mir noch arg beschritten, und ich fürchte allmählich, das Fliegen nie mehr ganz zu lernen.“

An Dr. Pfister: „2. November 1903. Ich muß Dir ganz besonders danken für Deinen heutigen Brief. Du bist es, der immer wieder in wohlthuendster Weise mir Aufmerksamkeiten erweist. Wie ich mich mit Olten, Zentralverein usw. verachsen fühle, spüre ich immer am besten an den betreffenden Tagen, und es war mir ein wahres Labsal, von Dir einen Bericht über den letzten Samstag zu erhalten. Es dachte sonst niemand daran, daß die Sache mich interessieren könnte.“

An Dr. Vog: „15. Januar 1904. Den Rücktritt aus der Ärztekommision empfinde ich als Erleichterung; denn ich sehe erst jetzt, daß ich vielen Ärzten speziell in den Standesfragen viel zu wenig draufgängerisch gewesen bin. „Zum T. mit dem Idealismus, wenn das Portemonnaie dabei Gefahr läuft.“

An Dr. Vog: „26. Mai 1904. Am Vorabend des Basler Ärztetages (ich habe bisher keinen derselben versäumt) ist mir besonders wehmütig ums Herz, und ich habe das Bedürfnis, einem lieben alten Freunde zu schreiben. Im Geiste werde ich mittun; unterdessen ächzt der Körper unter einem auferlegten Joch. Aber ich trage es wieder mit frischem Mute, seitdem ich soweit bin, täglich wieder ins Krankenhaus fahren, am Nachmittag Sprechstunde halten und in alten treuen Familien noch ein wenig den Hausarzt spielen zu dürfen. Im Krankenhaus habe ich einen lieben 70 jährigen Kollegen (Apoplexie) liegen, und der trostlose, hilfeschuchende Blick, der mich alltäglich etlichemal trifft, schneidet mir in die Seele! Auch sehe ich das Bild meiner Zukunft, wenn der kranke Freund den gelähmten Arm in die Höhe hebt und hilflos fallen läßt. — Zu etwas anderem — grüße mir unsere gemeinschaftlichen Freunde!“

An Elias Wirth (ein Patentkind): „Mein lieber junger Freund! Dein freundlicher Brief hat mir alten Invaliden herzlich wohl

getan. Ich danke Dir vielmal dafür. Deine Wünsche rühren mich und ich erwidere sie aufs herzlichste für Deine geliebten Eltern, von deren Wohlergehen ja auch Dein Glück abhängt. Meine Sehnsucht, euch zu sehen, ist oft groß; aber ich habe nach und nach gelernt, mich mit Resignation in mein Gebundensein an die Scholle zu fügen und mich mit der Erinnerung an frühere schöne Tage zu begnügen und mich mit der zuversichtlichen Hoffnung zu trösten, daß einstens alle Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit ein Ende haben und in unsaßbare Herrlichkeit und Vollkommenheit übergehen wird. Möge es Dir schon auf Erden gut gehen! Und mögest Du recht glücklich sein und andere glücklich machen. Du sollst der Stolz und die Kraft Deiner treuen Eltern sein! Grüße sie herzlichst von mir! Ich bleibe ihr und Dein getreuer Freund
E. Haffter."

An Frau Dr. Leuch, Zürich: „19. Juni 1904. Liebe Frau Doktor! Ihr Freundesgruß hat mich herzlich gefrent und vor allem auch die sehr guten Nachrichten über Ihr aller Befinden. Mögen Ihre lieben Buben, Ihr sehr berechtigter Stolz, sich recht fröhlich weiter entwickeln, jeder nach seiner Eigenart und mit möglichst viel der guten Eigenschaften von Papa und Mama. Daß die zwei lieben Buben sich überhaupt noch an den stummen und langweiligen „Onkel Haffter“ erinnern, rührt mich wahrhaftig. Ach Gott, wie gerne wäre ich meinen Freunden mehr, als ich es sein kann. Mein Zustand gestattet mir allerdings wieder Beschäftigung im Beruf: am Vormittag fahre ich ins Krankenhaus, am Nachmittag halte ich ein wenig Sprechstunde; aber daneben lebe ich ganz in Klausur, teils am Schreibtisch, teils im Bett. Doch habe ich längst gelernt, einen Tag um den andern zu nehmen und wenig in die Zukunft zu schauen. Vielleicht erfahre ich doch noch einmal das Glück, Sie in Zürich in Ihrem Doktorneft zu überfallen.“

An Dr. Pfister: „17. August 1904. Meine durch Krankheit reduzierte Arbeitsfähigkeit bringt es leider mit sich, daß ich im Bestreben, das unumgänglich Nötige zu tun (Spital, Sprechstunde, Korrespondenzblatt) manches meinem Herzen sehr nahe

liegende vernachlässige. Also sei nicht ungehalten, daß ich erst jetzt antworte. — Zum Ophthalmologenkongreß käme ich gern; aber es reicht nicht weiter als zur täglichen Arbeit. Ich lebe im Spital, wohin ich täglich fahre, und in meinem Hause ganz isoliert, muß mich am Abend früh legen und — auf alles verzichten, was außer meinen nächsten Pflichten liegt. — Seit sechs Wochen wohnt eine Nichte mit ihrem kranken Jungen bei mir; so habe ich auch die Sorgen und Lasten eines gesegneten Familienvaters; aber ich bin zufrieden dabei, solange ich aufrecht sein kann.“

An Dr. Vogt: „29. Dezember 1904. Meine Augen beginnen zu streifen; sie zeigen mir leider seit Wochen, daß sie des Treibens müde werden und geschont sein wollen. Oft bin ich so satt, so lebensfatt und ersehne das Fallen des Vorhanges. Am wohlsten ist mir im Kreise meiner Lieben, in den vier Wänden; da geht's auch meist und trotz allen Sorgen fröhlich und zufrieden her und zu, und Weihnachten feierten wir wie die Kinder, erst im Krankenhaus, wo der Spitalarzt auch als Zeremonienmeister und Gesangsleiter zu funktionieren hat, dann im eigenen Dasein, wo der Lichterbaum in gleicher Pracht und mit den ganz gleichen äußerlichen Umständen glänzte, wie vor 30 Jahren im Elternhause. Die alten Lieder wurden gesungen, alte Erinnerungen tauchten auf, ein wenig Kindersinn und Weihnachtsglauben war in uns alten „Knaben und Mädchen“ auch noch da — und wenig fehlte, daß wir uns im Himmel träumten!“

An Dr. Pfister, Luzern: „April 1905. Wie ich höre, liegt auch Kollege Hanhart (von Steckborn), jener jugendfrische Graubart, der an unsern ärztlichen Versammlungen nie fehlte, im Sterben. So geht einer nach dem andern. Wenn die Reihe an mich kommt, so trete ich ab mit dankbarem Herzen für viel Liebes und Schönes, das ich von den Menschen erfahren durfte.“

An Dr. Vogt: „20. August 1905. Mit meinem Befinden muß ich zufrieden sein. Ich lebe und arbeite so gut als möglich und helfe rechts und links, auch in nächster Familie, viel Schweres

tragen. Die Empfindung, daß meine nächsten Angehörigen mich noch gut brauchen können, daß ich einigen Verwitweten und Verwaisten viel sein kann, in- und außerhalb des Familienkreises, gibt mir zähe Lebenskraft und den Wunsch, noch einige Zeit am Leben zu bleiben, obschon mich diese Funktion, d. h. das Leben, oft recht drückt."

An Dr. Vog: „20. April 1906. Ich bin nicht ganz gut daran, aber doch noch voll Lebensmut. Oft ist mir's, als stehe ich auf einsamer, aber etwas höherer Warte und übersehe und werte die Vergangenheit klarer als je im Leben."

„Mammern, 21. April 1907. Liebe L.! Den glanzvollen Sonntagmorgen benütze ich gerne dazu, an Dich zu denken und Dir zu schreiben. Es ist zwar noch recht früh; die ersten Vögel regen sich vor meinem Fenster; aber den Schlaf finde ich nicht mehr, und so habe ich denn Feder und Tinte an mein Bett geholt und beantwortete Deinen Brief.

„Über das Thema: „Glaube und Wissenschaft“ hätte ich gerne mit Dir gesprochen; denn es gehört auch für mich zu den brennenden und interessantesten Fragen, und ich begreife nicht, wie ein denkender Mensch über all das hinwegschreiten kann und nicht auf Schritt und Tritt an die Fragen stößt: Warum existieren wir überhaupt? wozu ist die ganze Welt da? was steht hinter all dem Getriebe, dem Jammer und Elend, dem Glück und Streben nach vorwärts? Läßt sich eine göttliche Weltordnung erkennen — in dem unerbittlichen Naturgesetz die Hand eines liebenden Vaters? usw. Die Zweifel und Anfechtungen, die auch Dir die in der Natur täglich zu beobachtenden Grausamkeiten verursachen, hat J. V. Widmann auch empfunden und sich dadurch von seinem früheren Gottesglauben abbringen lassen. Aber er mußte sich aus dem Zwiespalt erlösen und hat sein herrliches Werk geschrieben: Der Heilige und die Tiere. Lies es, wenn Du es noch nicht gelesen hast; es wird Dir zwar das Fragezeichen nicht ganz auslöschen, aber Dir doch eine andere Seite der „leidenden Kreatur“ eröffnen und dem Leiden die Willfür und die Zwecklosigkeit nehmen.

„Die Kardinalfrage scheint mir die: Ist die Welt ein bloßes Spiel des Zufalls, oder aber steckt hinter allem ein ewiger göttlicher Wille? Wie man das erstere glauben kann, ist mir unverständlich; es ist so unlogisch als möglich, ungefähr so, wie wenn man leugnen wollte, daß jemals ein Beethoven existiert habe, und annehmen, die Tausende von Noten hätten sich zufällig zu einer Symphonie gruppiert. Also ein Schöpfer muß sein; von ihm, der von Ewigkeit ist, sind wir ausgegangen (wir selber sind auch von Ewigkeit und deshalb unvergänglich). Was wir Gutes in uns haben, sind Funken unseres Ausgangspunktes, d. h. göttliche Funken, und ich meine mit dem Apostel Paulus, die größte unter allen unsern seelischen Eigenschaften sei die Liebe; die Liebe allein überwindet das Böse und schafft das Gute, Große, und hilft der jammernden Kreatur und versetzt Berge. (Denn auch der Glaube entspringt der Liebe.) Woher aber ist uns diese Kraft der Liebe eingepflanzt, wenn nicht von unserm Ausgangspunkt, dem schöpferischen Gott? Also: Gott ist die Liebe! Und wer sich dessen bewußt ist und sich zu ihm mit allem Weh und Ach in ein Verhältnis stellt, wie das Kind zum Vater, der kann nie haltlos sein und nie unglücklich. Diese Offenbarung hat uns so recht zum geistigen Verständnis erst Jesus Christus gebracht, und in den vier Evangelien, in den schlichten Worten des Stifters unserer Religion, liegt eine Kraft und eine Erkenntnis, die mit jedem Lesen und Suchen immer größer wird. Wie die „Wunder“ aufzufassen sind, darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf. Ich finde innern Halt und Ruhe ohne diesen Wunderglauben, kann es aber z. B. ganz gut verstehen und ohne Kollision mit meinem bißchen Naturwissenschaft als glaubwürdig hinnehmen, daß außergewöhnliche Dinge geschehen sein mögen zu einer Zeit, da durch Gottes Willen ein Mensch in die Welt kam, der ihn den Menschen offenbarte und durch Jahrtausende für ungezählte Millionen innere Erhebung und Kraft zu allem Großen verlieh; denn, das wirst Du mir doch zugeben, es ist eigentlich auch ein Wunder, daß ein einfacher und armer Mann in irgend einem Neste des Orients auftritt; so anspruchslos wie kaum je einer, und durch

sein Leben, Reden und Sterben eine Religion schafft, die allmächtig die ganze Welt eroberte und in der eine unerschöpfliche Macht und eine alles überwindende Kraft liegt.

„Wichtiger und überzeugender, als alle Beweise in der äußern Welt und im Leben und Weben der Natur, nach denen man sucht, die Existenz Gottes zu bekräftigen, scheint mir die innere Erfahrung. Darüber läßt sich nun mit Worten nichts sagen; das muß man erfahren; in stillen Nachtstunden, im geräuschvollen Tagewerk, bei der Freude, beim Schmerz, überall kann dem, der die innern Augen nicht absichtlich verschließt, ein Licht aufgehen, das kein Zweifel und kein Hohn und kein sogenannter naturwissenschaftlicher Beweis mehr auslöscht. Du wirst solche Leuchten auch haben und brauchst meine schwache Predigt nicht, um Gott zu finden und an seine Güte und Liebe und seine weise Absicht bei unserer Menschwerdung und beim Rücktritt aus der irdischen Verwandlung zu glauben.“

An Pfister: „Frauenfeld, 5. Februar 1908. Die Arbeit¹ ließ ich mir vorlesen; sie hat mich recht interessiert, und ich glaube, daß sie sich wohl eignet zum Vortrag in einem Kreise ernster und Wahrheit suchender Männer. Anregung wird sie allen bringen, befriedigen nicht alle. Auch ich stehe nicht auf dem Standpunkte, daß ich das Gebet als Autosuggestion betrachte, und daß ich mich mit einer pantheistischen oder deistischen Weltanschauung zufrieden geben kann. Der Ausgang alles Seins und das Zentrum, auf das alles hinführt und hinwirkt, muß mir nicht ein unbewußtes naturwissenschaftliches Gesetz sein, sondern eine selbstbewußte Allweisheit, der die Welt- und Menschenschöpfung entsprang, obschon nach ewigen und unabänderlichen Befehlen.

„Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die im Vertiefen in die Großartigkeit und die ewigen Wahrheiten der Naturgeschichte Trost und Erbauung gefunden haben; auch mir ist es geradezu eine Befreiung von irdischer Unzulänglichkeit, wenn ich mich mit dem Firmament beschäftige, oder die kleinen irdischen

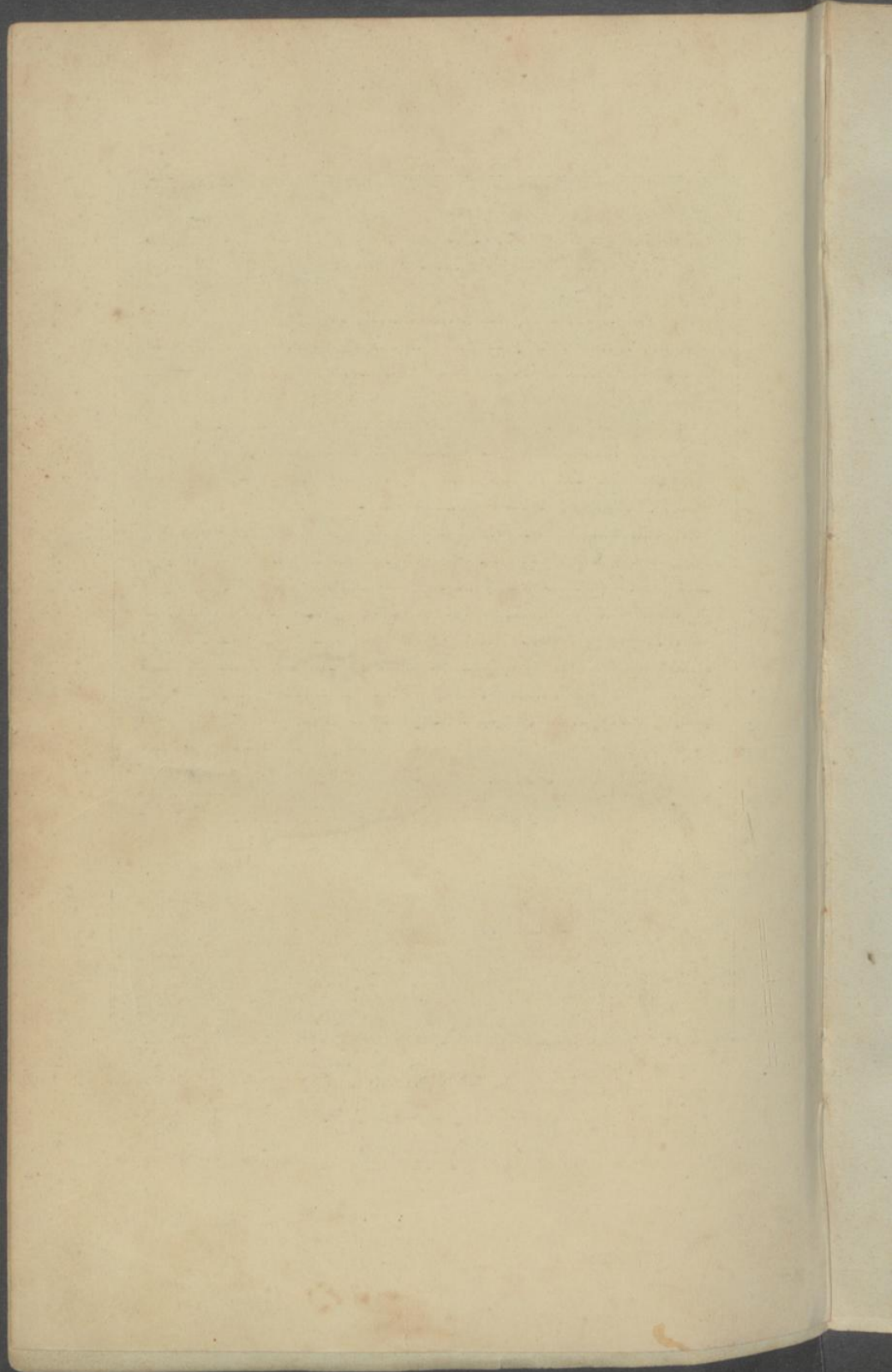
¹ Über Macht und Wirkung des Gebetes.

Dinge nach Spinoza specie aeternitatis betrachte. Aber — ein Gebet ist das nicht und ersetzt es nicht. Wenn Dich etwas vom Allerschwersten und Bittersten trifft, so wird Dir der philosophische Gedanke der Solidarität mit dem ganzen Weltall und allen Menschen kein Trost und keine Kraft sein; dann reicht keine autosuggestive Überlegung und Seelenzucht aus, sondern Du streckst Deine Arme aus nach dem, an den Du als Kind glaubtest und an den nicht zu glauben mindestens so unwissenschaftlich ist, als das Gegenteil.“

Der Sommer 1908 brachte nach dem Frühlingsaufenthalt in Mammern wieder die gewohnte Tätigkeit in Spital und Sprechstunde. Nach größeren Operationen war er aber äußerst erschöpft; einmal befiel ihn während des Operierens eine Ohnmacht. Die Kräfte wollten nicht mehr ausreichen; nur der eiserne Wille hielt ihn aufrecht. Eine unheimliche Erscheinung war eine Blutung im Auge, wodurch dasselbe zuerst ganz erblindet war, sich aber nach und nach zur alten Sehkraft erholte. Ein anderes Mal trat plötzlich eine Blutung im Ohr auf. Nur mit Sorge und Bangen sahen ihn die Seinen Tag um Tag ins Spital fahren (er konnte schon mehrere Jahre den Weg nicht mehr zu Fuß machen). Ganz ausnahmsweise machte er sogar noch zweimal Besuche bei seinem totkranken Freunde, Ständerat Scherb, was er aber jedesmal tagelang büßen mußte, wie jede Eisenbahnfahrt. Am Sonntag war er nie zu müde, beim Singen im Spital mitzuhelfen. (Jeden Sonntag versammelt sich dort eine kleine Zahl Sänger und Sängerinnen, um den Kranken durch Gesang eine kleine Sonntagsfeier zu bereiten. Anfänglich sangen nur die Schwestern unter Mithilfe von des Doktors Angehörigen; dann fand sich auch der Präsident der Spitalkommission, der jeden Sonntag das Spital besuchte, mit seiner Tochter ein; Patienten kamen dazu, der Spitalarzt dirigierte und sang eifrig mit und bald war ein kleiner Chor beisammen. Da und dort wurde etwa gelächelt, daß der Doktor mitten unter den Schwestern stand und Choräle sang; aber es trug wohl mancher auch aus diesen Sonntagsstunden nebst der



1908



Gesundheit noch etwas Besseres aus dem Spital wieder mit ins Leben hinaus. Der ernste, religiöse Sinn des Spitalarztes mag doch manches Samenkörnlein ausgestreut haben, das auf guten Boden fiel.)

Im September machte Hassler nochmals einen kleinen Ausflug des Oratorienvereins mit; allerdings mußte er größtenteils fahren und war ermüdet; aber doch war er mit ganzer Seele dabei.

Den 1. Oktober traf er mit den Seinen in Mammern ein, um neue Kräfte für den Winter zu sammeln. Ein Ausflug ins Katharinenthal¹ war ihm noch eine große Freude; mit einem mächtigen Pack Zigarren und Tabak für die armen Pfründner ging er dahin und verteilte nach allen Seiten nach Herzenslust. Den 13. wurde mit einer befreundeten Dame eine Fahrt nach Ermatingen gemacht; am Abend sang er noch eifrig Quartett mit zur Freude der Kurgäste. Am andern Tage in aller Frühe fand man ihn totkrank. Das war der Anfang vom Ende. Das längst gefürchtete, ein Schlaganfall, war eingetroffen. Nach 14 Tagen konnte man den Kranken in sein geliebtes „Dahheim“ transportieren, wo er noch 40 Wochen litt und lag. In dieser langen Zeit hat man nie ein Wort der Ungeduld oder Klage, nie ein „Warum“ von ihm gehört, so schwer es ihm fiel, aus aller Arbeit, allem Wirken herausgerissen zu sein; er, der stets Helfende, hilflos. — Seine damalige Stimmung, sein ganzes Wesen zeichnen am besten die wenigen Briefe, die er noch schrieb, unter andern:

An Dr. Leuch, Zürich: „24. Januar 1909. Lieber Freund! Ich danke herzlich für die freundschaftlichen Zeilen, mit denen ihr mich im November beglückt habt; leider war ich unfähig, bald darauf zu antworten. Es liegen schwere Zeiten hinter mir, und seit Monaten bin ich lebendigen Leibes in der Matragengruft bestattet, und mein sonst so frohes, an allerlei Schöнем und Wohltuendem reiches Leben ist nur noch eine ununterbrochene Kette von bitteren Entfagungen. Doch schlägt mein Herz noch jugendlich, und ich gedenke in herzlichster Liebe und in 1000

¹ Große Pflgeanstalt für Unheilbare und Geisteschwache und -ranke.

aufgefrischten Erinnerungen lieber alter Freunde, und freue mich zu hören, daß es ihnen wohl ergeht. Lieber will ich selbst leiden, als andere, die ich lieb habe, leiden sehen. — So vernehme ich denn mit herzlichster Freude durch die Feder des lieben Hausmütterchens, daß der Gatte und Vater gesund und lebensfroh ist — möge ihn jahrzehntelang gar nichts anfechten! — und daß die lieben Buben sich gut entwickeln. Wenn Otto seine Musik recht pflegt, so ist das in jedem Beruf die allerfeinste und wirksamste Empfehlung und Visitenkarte auf seiner Erdenlaufbahn. Eine Geige öffnet ihm Herzen und Türen der besten Kreise, besser als ein adeliger Stammbaum, oder ein großer Steuerzettel. — Gottes Segen auf euer neues Doktorhaus und seine Insaßen. — Mein Lebensschifflein hat in stilles Fahrwasser eingelenkt. Am Mittag und wohl auch am Abend bin ich eine Stunde außer Bett, sonst stets als recht Kranker auf meinem Lager, und versuche mich mit stiller Resignation in das zu fügen, was mir auferlegt ist. Es ist keine leichte Aufgabe, die Lebensackel zu senken, während man nichts höheres kennt, als Hingabe an ein Leben voll Arbeit. Aber ich will tapfer, d. h. geduldig sein, und mich in alles fügen.“

An Dr. Dumont, Sohn: „12. Februar 1909. Anstatt im Zentrum einer interessanten Spitaltätigkeit, die wir zusammen besorgten, liege ich als gepeinigter Invalide auf dem Krankenlager und kann mich an der Vergangenheit ergötzen. Möge mir die Kraft beschieden sein, die schwere Prüfung geduldig bis zu Ende zu tragen, und nicht durch nutz- und nutzloses Sammern meine getreuen und aufopfernden Pflegerinnen noch unglücklicher zu machen, als sie es durch meine Krankheit sowieso geworden sind. Also: Mut und tapfer vorwärts in die ungewisse Zukunft; es komme, wie Gott will! Ich will, nachdem anderes mir versagt ist, wenigstens durch Geduld im Leiden ein gutes Beispiel geben. — Grüße mir den lieben verehrten Prof. Roux¹, einen der liebsten und besten unter allen großen Ärzten, mit denen das Leben mich in Berührung brachte.“

¹ Dumont war zurzeit Assistent bei Roux.

An Dr. Brunner, Münsterlingen: „Februar 1909. Ich liege da wie ein Krieger, der gern in den Reihen mitkämpfte, so gut er's vermochte, und dem man plötzlich alle Rüstung und Waffen weggenommen und ihn zum unnützen Park geworfen hat. — Es wird wohl einige Zeit brauchen, bis ich die vollständige und richtige Resignation erreicht habe und „frohen Mutes“ das dem Gebrauchschatzen gebliebene Bißchen genießen kann. Vorläufig ist absolute Ruhe für mich unerlässlich, wenn mir nicht das Herz einen unerwarteten Streich spielen soll, was mir zwar zu gönnen wäre; aber meine treuen Gefährtinnen hängen mit allen Fasern daran, daß ich alles tue, um noch länger bei ihnen bleiben zu können. — Bleibe mir gut, auch wenn ich nicht mehr in den Reihen stehen darf und elend abbröckle. Eines soll bleiben: die Anhänglichkeit an treue Freunde.“

An Dr. Dumont, Sohn: „8. Juni 1909. Du kannst dir gar nicht denken, welche Ueberraschung und gewaltige Freude Prof. Roux mir durch seinen Besuch gemacht hat!¹ — Morgen ist thurgauischer kantonärztlicher Verein, nachher Zentralverein in Bern. O wie bitter ist es, auf alles verzichten zu müssen! Aber man wird bescheiden, und ich will Gott danken, wenn es mit mir soweit besser wird, daß ich die Nächte ohne Qual zubringen und tagsüber etwas das Bett verlassen kann.“

Schweren Herzens gab er sein geliebtes Spital ab. Das Korrespondenzblatt redigierte er noch mit Ausbietung aller Kräfte; erst im Juni legte er diese Arbeit in die Hand seines Mitredaktors. — Schmerzen und Atemnot quälten den Kranken; aber geduldig trug er es. Das Schwerste war eine Depression des Gemütes, unter der er einige Wochen litt; er, der sonst so sonnige, heitere Mensch. Da war ihm Musik stets eine Befreiung; wie eine Erlösung komme es über ihn, sagte er wohl hie und da. Und so wurden ihm auch täglich seine liebsten Meister vorgespielt. Eine Zeitlang konnte er auch wieder einige Stunden

¹ Prof. Roux war eigens von Lausanne gekommen, um den kranken Freund eine Viertelstunde zu sehen.

außer Bett sein; im Mai sogar noch einige Male ausfahren, wonach er sich den ganzen Winter gesehnt hatte. Nach der letzten Fahrt mußte er sich die Treppe hinauf tragen lassen; von da an ging er nie mehr in sein Arbeitszimmer hinunter. In einem Lehnstuhl gebettet saß er bei gutem Wetter auf der Veranda, und da grüßte noch mancher Vorübergehende zu seinem verehrten Doktor hinauf. — Besuche, so sehr sie ihn zuerst erfreut hatten, konnte er kaum mehr empfangen, da die Müdigkeit überhand nahm. Aber manche Freude wurde ihm zuteil; die Liebe, die er sein ganzes Leben lang geübt hatte, ging in reicher Fülle auf. Jedes wollte ihm etwas Liebes erweisen, ihm etwas bringen. Sein Oratorienverein sang ihm noch einmal mehrere Chöre aus „Elias“ mit Orchesterbegleitung, was ihm eine große, freilich auch mit Schmerz gemischte Freude war. Auch Schulkinder kamen mehrmals unter die Fenster, um ihrem Doktor einige Lieder zu singen. Eines Tages stellten sich sogar 32 der Kleinsten (Sonntagschüler) ein, und: „So nimm denn meine Hände, und führe mich —“ klang es herauf. Da wollte der Kranke die kleine Sängerschar sehen; war das ein Jubel, als man sie ins Haus rief. Aber da mahnte die kleine Nachbarin Hedi „leise tun und die Schuhe abputzen“, wußte sie ja, daß der Kranke keinen Lärm ertrug. Und nun defilierten sie am Bett vorbei, und der Doktor teilte ihnen Konfekt aus und freute sich all der bekannten Gesichtchen. Rührend war es, wie ein kleiner Zunge des Kranken Hände ergriff, sie küßte und sagte: „o min liebe, liebe Herr Doktor!“ — So gab es manche hellen Sonnenstrahlen ins Krankenzimmer, das überhaupt ein selten schönes, friedliches und freundliches war. In Erinnerungen an gemeinsam genossene schöne Zeiten vergaß man oft die traurige Gegenwart, das Bittere, das unabweislich mit leisem Schritt näher und näher kam. In den letzten Wochen wurden die Schmerzen geringer, verschwanden oft ganz; die bangen Nächte wurden mit Morphinum erträglich gemacht. Oft sagte der Kranke: „wie schön haben wir es noch beieinander.“ Vom Sterben wurde viel gesprochen und mit fester Zuversicht tröstete der Kranke die Seinen; das Wiedersehen war ihm eine unumstöß-

liche Gewißheit. Er hatte einmal in einem Briefe an Dr. Pfister gesagt: „wenn nur mein Gottvertrauen standhält“; es hat ihn keine Minute verlassen. Gott, dem er zeitlebens treu blieb, hat ihm auch Treue gehalten. In der langen Leidenszeit hat sich sein Glaube bewährt und vertieft, und Jesus von Nazareth, der ihm stets ein Vorbild war, wurde ihm zum Erlöser.

Es war am ersten August, als der Kranke leuchtenden Auges sagte: „Jetzt wird es schön!“ und auf die Frage, was wird schön, entgegnete: „Ach, das weißt Du schon, die Erlösung kommt!“ — und sie kam. Langsam verschleierte sich das Bewußtsein und den 4. August stund das Herz still, das so warm für seine Mitmenschen geschlagen hatte. Das Wort, das ihm jemand nachrief, zeichnet ihn am besten: „Er war ein ganzer Mann mit einem Heilandsherzen!“

Was bleibt noch zu sagen? Nach dem schriftlich niedergelegten und mündlich oft wiederholten Wunsch des Verstorbenen sollte die Bestattung (Kremation in Zürich) in aller Stille und im engsten Familienkreise stattfinden. Aber sein Oratorienverein sang ihm noch das Lied, das er vor der Abreise nach Mammern, als er zum letztenmal einer Übung beiwohnte, noch zum Schluß singen ließ: „Wenn ich einmal soll scheiden“; und es waren doch viele aus nah und fern herbeigekommen, um ihren Freund und Arzt das letzte Geleite zu geben.

Einige wenige Auszüge aus Briefen an die Angehörigen mögen zeigen, was er seinen Kollegen gewesen ist.

„Der Verstorbene wird im ganzen Schweizerlande betrauert werden und lange, lange noch wird Elias Haffter als ein leuchtendes Beispiel von Kollegialität, von Idealismus, von Fleiß, von Hingebung, mit einem Wort als idealer Mensch und als idealer Arzt genannt werden.“

(Prof. Dr. Silberschmidt, Zürich.)

„Er war mir ein leuchtendes Vorbild strengster Pflichterfüllung, ernsthaften, wissenschaftlichen Strebens und werktätiger Hilfe am Krankenbette. Ich verdanke ihm viel, weit mehr, als er selbst wohl gewußt hat.“ (Prof. Dr. D. Binswanger, Zena.)

„Aus älterer Freund und Kollege verdanke ich seiner Anregung und Belehrung unendlich viel, nicht am wenigsten aber seinem Vorbilde als großer stiller Dulder während seiner langen schweren Krankheit. — Er war aber auch für eine große Zahl von Freunden und Kollegen in seiner Tätigkeit an der Spitze des Korrespondenzblattes und unseres Zentralvereines nicht weniger segensreich als in seinem eigentlichen Berufe. Wie sein uns unvergesslicher Freund und Vorgänger Sonderegger, gehörte Elias zu jenen so seltenen, harmonisch angelegten Naturen, die näher gefannt zu haben man als eine besondere Günst des Himmels schätzt.“

(Dr. Nager, Luzern.)

„Meine Trauer ist nicht nur die eines Freundes, es ist noch mehr die eines Schweizerbürgers; denn selten hat eines unserer Landesfinder so viele männliche und bürgerliche Tugenden in seiner Tätigkeit sehen und schätzen lassen. Hassfers Tod ist ein herber Verlust für unsern ärztlichen Stand.“

(Prof. Dr. Marc Dufour, Lausanne.)

„Ich habe ihn aufrichtig verehrt; er war ein prächtiger Arzt und Mensch, wie man sie selten findet.“

(Prof. Dr. A. v. Eifersberg, Wien.)

„Ein schönes, ein vorbildliches Leben hat seinen Abschluß gefunden. Sollen wir klagen, wir, die das Glück gehabt haben, an demselben teilzunehmen, von ihm so viel Gutes zu empfangen? In diesem Augenblick empfinde ich, ungeachtet der tiefen Trauer, ein Gefühl der Dankbarkeit, diesen seltenen Mann auf meinem Lebenswege getroffen zu haben.“

(Prof. Dr. Jaquet, Basel.)

An Elias Hassfer.

Indes mein Aug in unsrer Berge Pracht
Des Schönen täglich Neues darf genießen,
Tritt an Dein Krankenbett der Tod, um facht
Die müden, treuen Augen Dir zu schließen.

Bald werden Flammen Deinen Leib verzehren,
Vernichtend, was an Dir noch irdisch war,
Indes Dein Geist nach unerkannten Sphären
Enteilt, hinweg von Deiner Freunde Schar.

Doch ob Du unserm Kreise auch entflohen,
Auf immer unserm Aug entzogen seist:
Auf ewig bleibt, was hier gewirkt Dein Geist!

Was Du erreicht im Edlen, Schönen, Hohen,
Was Du erstrebt in arbeitsvollen Jahren:
Mit Lieb und Dank wird's unser Herz bewahren!

(Prof. Dr. Theodor Better, Zürich.)

